

Der Rosenhof [6. Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER ROSENHOF

Roman von

LISA WENGER

Copyright by Morgarten-Verlag A.G., Zürich

(5. Fortsetzung.)

Ursula schrieb weiter, daß sie es nie für möglich gehalten hätte, daß ihr das Schwerste, was sie bis heute in ihrem Leben erfahren mußte, von ihren nächsten Verwandten käme, und sie, Schwendt und Ursula, hätten diese Behandlung auch nicht verdient.

Die Gründe, die der Herr Student ins Feld geführt, um von seiner Braut loszukommen, seien keine Gründe gewesen. Susanna treffe keinerlei Schuld, und wenn der Herr Sohn erwartet habe, eine Kellnerin oder Pariserin in Ursulas Pflgetochter zu finden, so sei das seine Schuld, nicht ihre. Aus dem Hause Schwendt gingen nur ehrbare und züchtige Frauen hervor, keine Schmeicheltazen, von denen es nachher heißen könne: Straßenengel, Hausteufel. Mit einem Wort, von heute an sei kein Weg mehr, der von dem Rosenhof zum Pfarrhaus von Bergeln führe, was sie mit Gruß und Bedauern hiermit mitteile. Und dann kam der Name: Ursula.

Auf den Brief hatten sich die guten Pfarrersleute gefaßt gemacht. Als aber die Geschenke am andern Tag zurückkamen, der große, prachtvolle türkische Schal, ohne den eine Braut den Trauring damals gar nicht annahm, als der kleine Ring mit der schönen Perle, die Vater Hans-Franz geschenkt, als die Bücher zurückkamen, die Bernhard mit so viel Liebe und Sorgfalt ausgewählt und Susanna in der Hoffnung verehrt hatte, sie möchten ihr Eindruck machen, als sogar unten in dem Paket seine Briefe, mit dunkelblauem Band umwunden, hilflos dalagen, da wurde es doch allen recht wehmütig und schwer ums Herz.

Da versank nun, was solange in den Kreis ihrer Freuden und Gewohnheiten gehört hatte: der wunderschöne Rosenhof, die Transparentäpfel, der Mann, der lachte, und der Mann, der weinte, Tante Ursula, die wohl streng und leicht

erzürnt war, aber sich doch sehr um die Kinder ihrer Schwägerin interessierte, der Onkel, der freigiebig kleine und große Wünsche erfüllte, Berene mit ihren Kannenbirnenschnitzel und ihrem Drang nach Bildung, die Pferde und Kühe, die Scheuer und das Holzhaus, die Zicklein und Lämmer, die Kornelkirschen und Zwetschgen, das Wäldchen und das Empire-Gartenhaus, ach, ein ganzes Heer schöner und guter Dinge versank vor den Augen der Leute aus dem Pfarrhaus von Bergeln, die in gar vielen Dingen Kinder geblieben waren.

Kurz und freundlich antwortete Anna-Liese ein letztes Mal. Klärchen legte auf ihren Rat ein Briefchen bei, indem sie bat, ihrer Schwester wie bisher schreiben und sie sehen zu dürfen, da sie doch gar zu sehr an ihr hänge.

Es kam am nächsten Tag eine Antwort: Tante Ursula erlaube den Verkehr zwischen Klärchen und Susanna, lade auch Klärchen ein, sie auf dem Rosenhof zu besuchen, da Klärchen ja an dieser Sache ganz unschuldig sei.

So war doch ein silbernes oder goldenes Fädchen da, das von einem Ort zum andern eine Brücke spannen mochte. Wann und wie, das wußte freilich niemand. —

Susanna fühlte sich in der Familie der Base nicht so recht am Platz. Sie kam sich vor wie ein aus dem Nest gefallener Vogel, den mitleidige Freunde aufgenommen.

Laut und lustig ging es da zu, bei Tische war ein Reden und Antworten wie auf dem Markt. Die Kleinsten machten sich mausig, als gäbe es keine Tischgesetze. Die Großen gingen mit ihren Eltern um, als wären sie ihre Geschwister. Das feierliche „Ihr“ hatten sogar die Großeltern nicht mehr verlangt. Lachte eines, gab es ein siebenfaches Echo, und als die Mutter einmal weinte, stürzten sich ihre fünf auf sie, daß sie den Halt verlor und der Vater sie stützen mußte.

Der Älteste war zweiundzwanzig Jahre alt und mußte es sich gefallen lassen, daß man ihn täglich nach dem Stand seines Herzens befragte, wobei seine Geschwister mit besonderem Interesse danach forschten, ob darin noch immer dieselbe Königin throne oder schon wieder eine andere.

Das viele Lachen, Schwätzen und Neckeln beunruhigte Susanna. Wenn sie unter die Raffern geraten wäre, der Unterschied zwischen der übermütigen Gesellschaft und ihrem Leben auf dem Rosenhof hätte nicht größer sein können.

Vom Verliebten sprach man, als ob das etwas Alltägliches wäre und nicht ein etwas plebejisches und unpassendes Sich-gehen-lassen, gut für Laufmädchen und Bäckergefelln, oder für Lebemänner und Frauen, von denen Susanna nichts weiter wußte, als daß sie existierten.

Sogar Olga, die schöne und lustige Base, schämte sich nicht, wenn man sie unter allerlei Zeichen und Andeutungen nach „ihm“ fragte. Sie schlug dann die Augen nieder, zog an ihrem Schürzengipfel und ahmte die Verschämte täuschend nach. Aber daß es ihr damit nicht Ernst war, sah Susanna genau. Und die Mutter der Mutwilligen lachte dazu. Wenn Olga Tante Ursula als Mutter hätte!

Susanna sah aber nicht nur Übermut und Scherz ihr Wesen treiben in der Äschenvorstadt, sondern sie merkte, wie herzlich alle einander liebten und wie eines wie das andere hilfreich einsprang, wo es nötig war. Sie sah, daß ein jedes irgend einen Kranken oder sonst einen armen Menschen hatte, dem es seine besondere Fürsorge zuwandte und über dessen Schicksal es ernst und gewissenhaft nachdachte und ihm zu helfen suchte.

Susanna merkte, daß viel weniger als auf dem Rosenhof von dem, was sich schickte und nicht schickte, die Rede war und daß die Angstlichkeit, was wohl die Verwandten und Bekannten sagen könnten zu diesem und jenem, hier gar keine Rolle spielte, während es der Tante Ursula erste Frage war, wenn es sich um Erwägungen und Entschlüsse handelte.

Das alles sah und hörte aber Susanna mehr mit ihren Ohren und Augen als mit der Erkenntnis. Sie wandte nichts auf sich selbst an und hörte nicht auf, die Ansichten und Erziehungsweise der Tante Ursula als die beste anzusehen. Es lag ihr

auch ganz ferne, Vergleiche in diesem Sinne zu ziehen. Aber sie nahm doch endlich etwas anderes in sich auf, als was sie ihr Leben lang gewohnt gewesen war, gesehen und erlebt hatte. Es mochte vielleicht nach langer Zeit ein Samenkorn aufgehen von allem, was sie jetzt beobachtete. Vielleicht lockerte sich doch das harte und wahrscheinlich ungepflegte Erdreich ihres Gemütes unter dem prickelnden Regen der Neckerei ihrer fünf jungen Verwandten, ging auch nicht auf den Pfaden, die nach Bergeln führten, da sie auf allen diesen Wegen ihrem ehemaligen Verlobten hätte begegnen können, und das war ihr jedesmal schmerzlicher als ein Bienenstich. Sie wollte von dem, was gewesen, nichts mehr wissen, aber es war eine große Leere in ihrem Herzen und Denken, und sie wußte nicht, mit was sie sie ausfüllen sollte.

Sie versuchte es mit dem Goldstücken, das ihr nach der Tante Ausspruch ein Nutzen für das Leben sein sollte, aber es half nur recht mäßig. Sie ging in die Sonntagskonzerte, trotzdem sie Musik gar nicht liebte. Sie besuchte die Moschonsche Sprachschule und frischte ihr Französisch und Englisch auf. Sie saß mit Olga in einem geschwätzigen Kränzchen und hörte da recht andere Ansichten über Liebe und Ehe, als jene, die sie bei der Tante gehört.

Der Better Max dankte ihretwegen seine Königin ab und setzte Susanna flugs auf den Thron, dessen Samt vom vielen Wechseln abgeschabt und der eines neuen Überzuges benötigte. Er war eifrig um sie bemüht. Wie ein Goldfasan stellte er den rauschend gleißenden Kragen seines jungen Wissens und der noch jüngeren Welterfahrung und glückte und dienernte und brachte es dazu, daß die junge, schöne Freundin hier und da laut auf-lachte, trotzdem sie wußte, daß das nicht besonders vornehm war.

Eine Einladung folgte der andern. Ein Ballkränzchen und ein Tanzstundenabend löste den andern ab. Aber das weiße Kleid mit den purpurnen Punkten trug Susanna nicht mehr. Das Jüngste der Base hatte zwar herausgefunden, daß, wenn man die glänzenden Sternchen ab-lecke, Silber darunter zum Vorschein komme. Trotz dieser Entdeckung mochte Susanna das Kleid nicht leiden, weil es sie an Bernhard, seine

Rücksichtslosigkeit und ihre Beschämung erinnerte.

Sie trug daher ein gelbliches Seidenkleid, das ihr der Onkel zum Trost geschenkt. Es zeigte die allerersten Anfänge einer Tunika und war nach einem Pariser Muster gefertigt. Susanna heftete blutrote Granaten in ihr schwarzes Haar, das trotz seines Reichtums mit fremden Zöpfen zu einem Chignon aufgebaut wurde, das über hängenden und aufgesteckten Locken thronte.

Ihre Schönheit machte Aufsehen. Die jungen Herren drängten sich um sie, und ihre Tanzkarte war voll besetzt. Sie wurde zu Schlittensfahrten eingeladen und zum Schlittschuhlaufen erwartet, das nun endlich auch im Rosenhof als passend anerkannt wurde.

Aber merkwürdigerweise blieb es dabei. Sei es, daß es ruchbar geworden, daß Susanna eben doch nicht des Stadtrats Schwendt richtige Tochter sei, sei es, daß ihr Stand als verlassene Braut wenig anzog, sei es, und das ist wohl der richtige Grund, daß der Funke der von der Bewunderung entzündet und von Herz zu Herz hätte springen sollen, ausblieb.

Susanna sehnte sich durchaus nicht nach Liebe. Aber sie fühlte sich gedemütigt. Sie begriff nicht, warum es um sie herumwimmelte von Verliebten — das Wort hatte beinahe seinen Schrecken für sie verloren — und nur sie wie auf einer Insel allein blieb. Sie war doch schön. Sie war doch elegant; sie war doch Tante Ursulas Tochter.

Und nun verlobte sich auch noch Olga. Das ganze Haus hallte vom Jubel wider. Es duftete von ungezählten Blumensträußen, es lachte darin aus allen Ecken, es schüttelte sich die Hände, wer sich begegnete, es küßte sich sogar, wer sich küssen mochte.

Allen voran Better Max, der die Gelegenheit am Zipfel ergriff und Susanna unter dem Vorwand seiner brüderlichen Freude umarmte, sooft es ihm einfiel. Sie ließ es geschehen, das erstemal rot vor Überraschung und Ärger über die Frechheit, das zweitemal, weil sie es das erstemal zugegeben hatte und weil sie wohl merkte, so wenig sie in solchen Dingen bewandert war, daß alles nur Scherz war und daß so ein Kuß nicht viel mehr zu sagen hatte als ein Schmeichelwort.

Und als nun das Brautpaar anfing, einem überall im Wege zu stehen mit seinen Zärtlichkeiten — sie behaupteten, die Unannehmlichkeit sei ganz auf ihrer Seite — als Susanna zusehen mußte, wie die zwei Leutlein, die die Reise durchs Leben in derselben Kutsche antreten wollten, sich mit Augen ansahen, die vor lauter Liebe etwas Menschenfresserisches an sich hatten, da begann Susanna zu ahnen, daß Bernhard möglicherweise eine Entschuldigung hatte, wenn er sie kalt nannte und ihr vorwarf, sie wisse nicht, was lieben heiße.

Aber darum gefiel ihr das öffentliche Getue doch nicht, sie nannte es Olga gegenüber unfein und nicht keusch und nicht angenehm für die andern, aber die lachte nur und sagte, Susanna werde schon einmal anderer Meinung werden.

Das wollte Susanna nun nicht zugeben. Wer sie nicht haben wollte, wie sie war, der mochte sie lassen. Damit aber ja keiner denke, es sei ihr etwa um Zärtlichkeiten zu tun, fing sie an, Max wie eine lästige Fliege abzuwehren, wenn er wieder einmal die schöne Gelegenheit benutzen wollte, als Wilderer das Brautpaar nachzuahmen.

Dennoch beschäftigte sie sich mehr mit Dingen der Liebe als sonst in ihrem ganzen Leben.

7

In einem Sonntag im Herbst — Susanna war den ganzen Sommer über in Basel geblieben — stand die Familie der Base auf dem Bahnhof, steckte Susanna die Taschen voll Eßwaren und Süßigkeiten und drückte ihr Orangen in die Hände, die, wie der Jüngste wußte, fast einen Franken das Stück gekostet hatten, und winkte so lange mit den Taschentüchern, bis Susanna aus dem Bahnhof heraus und fast schon in Olten war.

Und am Sonntagmorgen saß Susanna schon wieder zwischen Onkel und Tante auf dem Rosenhof am runden Tisch, als wäre sie nie fortgewesen, und meinte, daß ihre ganze Reise, samt den lustigen Mahlzeiten, dem zärtlichen Better Max, den Kränzchen und Schlittensfahrten, ihren Studien über Zärtlichkeiten und Liebe an dem Braut-



Kirche in Wandersteg

Nr. 6151 BRB. 3.10.39.

paar und ihre mildere Stimmung Bernhard gegenüber ein Traum gewesen sei.

Sie saß auf dem grünen, steifen Stuhl beim Frühstück, sah Tante Ursulas Löbchen neben den eigensinnigen Ohren zittern, roch Onkel Daniels guten holländischen Sonntagstabaß und hörte, daß alle und jede Beziehungen mit dem Pfarrhaus abgebrochen seien.

„Das waren wir dir und uns schuldig,“ sagte die Tante.

Sie verlebten zusammen einen der gemüthlichen Augenblicke nach dem Kaffee, die der Onkel so liebte. Die zehn Minuten, in denen er langsam vom Pfeisenbrett zu den zwei weißen Damen wandelte, die sich an den goldenen Schalen festhielten, in denen Tante Ursula zurückgelehnt, mit müßigen Händen auf dem gegitterten Sofa saß und Susanna leise das Geschirrsammerräume und an dem rosenbestickten Glockenzug riß, worauf Berene in ihrer weißen Schürze erschien und das Kaffeebrett wegtrug.

Da läutete es, und Berene ging hinunter, um die etwaigen Briefe heraufzuholen, denn um diese Stunde konnte niemand anderes kommen als der Briefträger. Tante Ursula zermartete sich das Gehirn, wer ihr oder dem Onkel schreiben könnte, denn keines von ihnen erwartete irgend welche Nachrichten. Sie fragte Susanna, ob sie jemand wisse, der ihr etwas zu schreiben hätte. Nein, auch Susanna hatte keine Ahnung.

Vielleicht sagt sich Besuch an, überlegte sie.

Da brachte Berene den Brief. Er steckte in einem bläulichen Umschlag, war mit vielen ausländischen Marken beklebt und trug eine große, etwas verschwenderisch und prahlerisch angelegte Handschrift.

Onkel Daniel holte das elfenbeinerne Papiermesser und öffnete langsam den Umschlag.

„Der Brief ist an dich, Susanna,“ sagte er und legte ihn offen vor das Mädchen hin.

„Für mich?“ Sie sah hinein und wurde blaß. „Er ist von meinem Vater.“

Tante Ursula sah sie erstarrt an, und Berene, die am Tische stehengeblieben war, ging hinaus, denn vor der Türe konnte sie besser und ungestörter an allem teilnehmen, was nun folgen würde.

„Ich habe an den Vater gar nie mehr ge-

dacht,“ stammelte Susanna. „Lebt er denn noch?“

„Es scheint so,“ sagte Onkel Daniel sorgenvoll, denn viel Gutes, meinte er, konnten die vielen dünnen Seiten nicht enthalten.

„Lies doch,“ mahnte er, legte die Bogen wie einen Fächer auseinander, nezte den Finger und hob sorgfältig die Seite mit der Anrede aus den andern heraus.

„Was kann der Mann zu schreiben haben, jetzt, nach zehn Jahren?“ fragte Tante Ursula, ohne auf eine Antwort zu warten.

„Lies du, Onkel,“ bat Susanna, setzte sich mit bebenden Knien auf den niederen Stuhl der Tante und kreuzte die Arme. Ursula zog die Nadeln aus dem bereitstehenden Wollknäuel und fing an zu stricken. Der Onkel las:

„An Susanna und Klara Springer. Ich komme mir vor wie ein Schütze, der sein Ziel in der Nacht treffen will. Ich weiß nicht, ob Ihr noch lebt, noch wo ich Euch zu suchen habe, jetzt, nach so vielen Jahren. Ihr wißt nichts von mir und werdet froh darüber gewesen sein. Erschreckt nicht, daß ich wieder auftauche. Ich will Euch nicht schädigen noch zur Last fallen. Ich möchte aber einmal zu Euch reden.“

Wenn Ihr mich fragt, wozu ich lebe, so fällt es mir schwer, auf diese Frage zu antworten. Ich nütze niemandem. Mich braucht keiner. Ich habe kein Heim mehr, kein Ziel und keine Pflicht. Ich verdiene täglich mein Essen und habe mir aus meinem letzten Schiffbruch so viel gerettet, um leben zu können, wenn ich nicht mehr arbeiten kann.

Warum es mich drängt, Euch zu schreiben, weiß ich nicht, aber es hat mich plötzlich gepackt, weiß nicht, ob es das Heimweh ist oder die Verzweiflung über mein unnützes Leben, oder der eingeschlafene Familiensinn, der uns Wilden hier abhanden kommt und zur Unzeit wieder aufwacht, oder — es ist gleichgültig was. Aber ich muß Euch schreiben, und ich bitte Euch, antwortet mir.

Ihr werdet wissen wollen, wem Ihr antwortet, ob dem ehemaligen Zuchthäusler oder einem ehrlichen Menschen. Ich bin ein armer, schwacher, verzweifelter Mensch, aber ich hätte Euch nicht geschrieben, wenn ich Euch die Hand nicht drücken dürfte.

Einen Abenteurer müßt Ihr in mir sehen.

Einen von der Art, wie sie hier zu Tausenden herumlaufen. Leute, die drüben ausgestoßen wurden, ob darum, weil sie schlecht waren, oder darum, weil man zu streng mit ihnen verfuhr, kann ich nicht wissen. Ich glaube es, aber Ihr braucht meine Meinung nicht zu teilen. Leute sind es, die nicht mitkamen beim Klettern um den Preis und die herabrutschten, oder Leute, denen das Geld zu lose in den Fingern hing, oder Menschen, die der Versuchung nicht widerstehen konnten und von ihr zu Dingen gezwungen wurden, die sie nachher bitter bereuten. Es lassen sich auch solche hier auf den Kopf regnen und schneien, die gar kein Gefühl dafür haben, daß andere alle möglichen Tugenden von ihnen erwarten. Wenn sie sie nun einmal nicht haben, was dann? Wenn es ihnen passender und praktischer erscheint zu lügen, statt die Wahrheit zu sagen, zu faulenzeln, statt zu arbeiten? Wenn sich ihnen ihr bißchen Ethik in Spinnweben verfangen hat, oder ihnen einfach der Sinn fehlt, der sie auf dem geraden Weg erhält? Es gibt viele solche arme Schächter. Auch schlechte Leute gibt es darunter, solche, wie ich einer gewesen bin. Ich will sie nicht entschuldigen. Sie haben auch gar keine Entschuldigung. Aber, ich weiß nicht, sie tun mir doch alle leid.

Die machen es dann, wie ich es gemacht. Sie schiffen sich ein, winken mit ihrem roten Taschentuch vom Zwischendeck aus, obgleich sie wissen, daß kein Mensch am Ufer steht, der ebenfalls ein rotes oder weißes Fähnlein wehen läßt mit dem Signal: es tut mir leid, daß du gehst. Sie lassen sich die Tränen über die Wangen rieseln und nehmen sich vor, neue, andere, gute Menschen zu werden. Dann gehen sie schlafen. Vielen gelingt, was sie sich vornahmen, vielen nicht. Die meisten gehen unter. Die nicht untergehen, schwimmen mühsam weiter. Jappen müssen sie und den Kopf verdammt hochhalten, wollen sie nicht ertrinken. Sie suchen Arbeit — halt, ich will jetzt von mir, nicht im allgemeinen reden.

Also, als ich hier ankam, habe ich Arbeit gesucht. Aber nicht gefunden. Erst als ich gelernt hatte, daß man beim Arbeitssuchen vergessen muß, was man gewesen, was man gelernt und gekonnt, erst dann wurde ich klug genug, um eine

Stelle als Aufwuschmann in einem Gasthof anzunehmen.

Ich hörte auf, ein Stück meiner Habseligkeiten nach dem anderen zu verkaufen und von Kartoffeln und Seefischen zu leben, manchmal von Brot und Wasser, und mietete mir ein Zimmer, ein Loch im fünften Stock, in dem ich, wenn ich mich zum Schlafen ausstrecken wollte, die Türe öffnen mußte.

Denkt nicht, daß ich jammern wolle. Jammern, darum? Nein, aber Ihr sollt wissen, wer Euch schreibt. Ich wollte Euch einen Dienst leisten und wartete zehn Jahre damit. Ihr solltet mich vergessen. Jetzt hat mich das Heimweh schwach gemacht, und ich muß mir von der Seele schreiben, was mich in all der Zeit gedrückt, beschmutzt, gedemütigt und gefreut hat. Was mich glücklich machte, ist bald gesagt. Ich will es aber doch zwischen die Zeilen streuen. Wenn Ihr aufmerksam zuhört, findet Ihr die paar Glückstäubchen, die um mich geflogen. Es ist lange her.

Ich glaube, es war in Saint-Louis, da fand ich einen Kameraden, einen Schweizer. Er schälte Kartoffeln in dem Haus, in dem ich ein Zimmer hatte. Der war vom Suchen nach Arbeit und von der Krankheit so heruntergekommen wie ich. Früher, in seinem Vaterland, war er Schulmeister gewesen und fortgejagt worden. Warum? Darum! Weil er zu den armen Schächern gehörte. Gut war er nicht, schlecht war er nicht. Aber ein Esel war er, der gute Joe Bageter aus Langnau, Kanton Bern. Alle Abende seufzte er nach der Heimat und nach Frau und Kindern. Er verlernte das Seufzen erst, als ich ihn zwischen San Francisco und Saint-Louis einscharrren mußte. Sie fuhren den Sarg im Trab zum Kirchhof, daß die Staubwolken hinter ihm drein wirbelten und er hoch aufsprang auf dem Wagen und so darauf herumpolterte, daß man es eine Meile weit hören konnte.

Kurz, mit dem hatte ich mich zusammengetan. Wir fingen an, Amerika zu durchwandern. Da die Arbeit auf den Farmen gut bezahlt wird, reichte es von Zeit zu Zeit, daß wir auf einem Wagen fahren konnten. Das waren Festtage, die wir verschließen. Meist gingen wir vom Morgen bis zum Abend. Kaffee kochten wir uns am Waldrand, die Bohnen dazu holten wir uns bei den Farmern.

Das ist so Sitte. Da und dort lud man uns zum Essen ein, hier und da ließ uns ein Farmer auf einem seiner Tiere reiten. Etwa bis zum nächsten Haus — näher als zehn Meilen liegen sie nicht beisammen — oder bis zu einem Kamp.

„Und das Roß“, fragte ich das erstemal, als ich auf dem Pferderücken saß. „Wie kommt es zu Euch zurück?“

„Gebt ihm eins hinten auf und laßt es laufen“, sagte der Mann gelassen und bastelte an seiner Flinte weiter. Ich sah ihn groß an.

„Und wenn wir's mitnehmen?“ Er lachte. „Ihr seht nicht danach aus. Ubrigens macht man hier mit Pferdedieben wenig Federlesens.“ Die Bewegung des Aufhängens deutete uns die Strafe an, die uns in diesem Falle treffen würde. Wir dankten und ritten fort. An dem bezeichneten Ort taten wir, wie der Mann gesagt. Der Gaul sah sich um, ob es uns mit dem Abschied ernst sei und er uns recht verstanden, und ging dann kopfnickend ruhig den Weg zurück, den er gekommen. Er trabte schnurgerade durch die Wiesen, das heißt durch ein jämmerliches Gemisch von Gras und Sand.

In Sabecourt, einem kleinen, grünen Flecken an einem Flüßlein, rasteten wir zwei Tage. Eine Wittwe hauste nicht weit davon, von der man uns erzählte, daß sie schon zwei Männer gehabt und den einen durch den Blitzschlag, den anderen durch einen Schlag, den sein Maulesel ihm versetzte, verloren habe. Sie sei, erzählten die Nachbarn, nun neugierig, woran ihr dritter sterben werde.

Wie sie aussehe, fragte ich. Schön, behaupteten die Leute. Schön und groß.

Gespannt kamen wir auf der Farm an. Am Flüßlein hatten wir uns sauber gemacht, Strümpfe und Hosen gewaschen und getrocknet — das geht schnell an der hitzigen Sonne da unten — und zogen so verhältnismäßig anständig bei ihr ein.

Ein Weib kam uns aus den Ställen entgegen. Sie war groß, knochig, ohne Zähne und mit wilden, unordentlich aufgesteckten Haaren. Sie hatte einen unförmlichen Leib, über dem sie die verbrannten Hände faltete.

„Die Missis Sneer?“ fragten wir. Sie verzog den Mund.

„Well“, sagte sie. „Das bin ich. Kommt.“ Sie ging uns voran in die Küche. Ehe sie uns selbstgezogenen sauern Wein vorsezte, fing sie rasch ein paar Fliegen, die sich in ihrer Abwesenheit in der unerträglich heißen Küche angesiedelt hatten. Kreuz und quer an der Decke hingen gelbe Maiskolben an Schnüren, und die Kleider hingen an Nägeln in den Ecken, häuften sich zu einem Kleidermagazin.

Während wir aßen und tranken, fragte sie, woher wir kämen.

„Was seid Ihr? Was könnt Ihr? Seid Ihr Trämps?“

„Schulmeister bin ich gewesen“, gab mein Kamerad ungerne Auskunft. „Jetzt kann ich alles. Haben Sie Arbeit für mich?“

(Fortsetzung folgt.)

Spruch zum Neuen Jahr

*Wieder ist ein Jahr gesunken,
eine runde Perle Zeit,
Kaum daß es vom Licht getrunken,
wird es schon Vergangenheit.*

*Und es nimmt, was wir erlitten,
nimmt Verlust und nimmt Gewinn
und den Sieg, den wir erstritten,
zu den stillern Ufern hin.*

*Und wir zagen: wird sein Bruder
dunkel werden oder hell?*

*Und wir klagen: tauchen Ruder
in des Acheron Gefäll?*

*Und wir bitten: Der du eines
an das andre wolltest reih'n,
Waltender, laß ihrer keines
ohne Trost und Hilfe sein!*

Hilda Bergmann